

Späte Einsicht

Nach der Kahlschlag-Sanierung der sechziger Jahre betreiben die Städte jetzt „Objekt-Sanierung“. Sie gelingt, wo sie sich an Gewachsenes hält – und mißlingt, wenn sie es nur vertauscht.

Wer immer das Stadtbild von Karlsruhe beschrieb – das Viertel der schmalen Straßen und schiefen Dächer am Südostrand der Residenz schätzte jeder gering: als „Nest“, als „Fremdkörper“, als „Schlawackendörfle“ – zu nichts dienlich „als den Plan der Stadt zu verderben“.

Karlsruhes Stadtplan wurde in Form eines Fächers entworfen, dessen Straßen – Symbol für fürstliche Gnadenzone – vom Schloß ausstrahlten. Den Bewohnern des „Dörfle“ galt solche Gunst nicht.

Sie waren zu arm, die Bürgerrechte zu erwerben. Sie hausten vor den Palisaden, außerhalb der Residenz, in einem planlos errichteten, engen, zumeist zweigeschossigen Quartier, das schließlich – während die Stadt weiter hinauswuchs – zum Slum verfiel: Bleibe von Kümmerbetrieben und sozial Schwachen, Dorado für Dirnen und ihre Freier.

* Links: Neubauten, rechts: noch nicht renovierte Altbauten.

In den sechziger Jahren räumte die Karlsruher Stadtverwaltung gründlich damit auf. Von 160 000 Quadratmetern wurden 90 000 kahlgeschlagen. Eine Straße, breit wie eine Autobahn, wurde gebaut: Sie sollte das „Dörfle“ durchfluten. Dann wurde ein Neubauviertel geplant: „verkehrsgerecht“, „entflochten“ und beherrscht von freistehenden „Dominanten“, bis zu 20 Etagen hohen Wohntürmen – gemordete Stadt.

Bebauungspläne dieser Art sind während der sechziger Jahre von vielen Behörden ausgeheckt worden; sie entsprachen der damaligen Planungsideologie:

In Bremen sollten weite Teile des 100jährigen Ostertor-Viertels einer Rennpiste weichen – anstelle der Mozartstraße sollte eine „Mozarttrasse“ zwischen Bahnhofsgasse und Weserufer entstehen, „zügig geführt“, „leistungsfähig“ und „kreuzungsfrei“.

In Bad Godesberg erklärten die Planer das gewachsene alte Innenstädtchen, das „Knolleveedel“, zum Sanierungsgebiet; Straßen wurden „verkehrsgerecht“ umgestaltet, die Häuser der Handwerker und kleinen Geschäftsleute eingeebnet und durch Betonkästen ersetzt.

Inzwischen sind auch die Kahlschlag-Ideologen zur Besinnung gekommen. Die einst so euphorisch propagierte „autogerechte Stadt“ mit gleichförmigen Hochhäusern und überdimensionalen Komplexen für den Kommerz hat sich als verheerende Fehlplanung erwiesen.

Einsichtige Planer suchen die Fehler zu korrigieren und zu retten, was noch zu

retten ist. Aber wie weit ließ sich, was in den sechziger Jahren an Stadtsubstanz leichtfertig geopfert wurde, noch reparieren oder vor Bagger und Abbruchbirne bewahren?

Die drei Musterfälle – Karlsruhe, Bremen und Bad Godesberg –, die gegenwärtig in Bau oder gerade abgeschlossen sind, zeigen die unterschiedliche Qualität von Stadtsanierung:

▷ In Bad Godesberg wurde das Zerstörungswerk mit einem planerischen Irrtum komplettiert – einem Großbauwerk, dessen angestrenzte Künstlichkeit schon in seinem Namen „Altstadt-Center“ deutlich wird.

▷ In Karlsruhe entschloß man sich zur Umkehr auf halbem Wege. Behutsam, aus alt und neu, wird das „Dörfle“ wieder zusammengeflickt; der historische Stadtgrundriß wird beibehalten und „mit den Mitteln unserer Zeit belebt“.

▷ Im Bremer Ostertorviertel wird ein altes Wohnhaus-Ensemble (acht Häuser in der Weberstraße) mit hohem Aufwand saniert. Dabei bleiben Grundrisse erhalten, wie sie die moderne Wohnungsarchitektur nicht anzubieten hat.

Irreparabel hat Bad Godesberg, einstmalige Pensionärsidylle und seit 1969 Groß-Bonn einverleibt, sein Gesicht verloren; es wurde, wie schon postalisch, zu „Bonn 2“ degradiert.

Die Godesberger mußten sich mit einem Sammelsurium gesichtsloser Kästen



Sanierungsobjekt „Dörfle“ in Karlsruhe*
Architektur von heute auf Grundriß von gestern





Sanierungsobjekt „Wiener Hof“ in Bremen, Fassadendetail (u.): „Ans Glück der Bewohner gedacht“

abfinden – und nun auch noch mit einer Konsumburg, die in eine 8600 Quadratmeter große Baulücke zwischen der Fußgängerzone im Stadtzentrum und der Burgruine geklotzt wurde.

87 Apartments gibt es in dem treppenreich bergan gebauten „Altstadt-Center“ – bei einem Mietzins bis zu 17 Mark pro Quadratmeter vermutlich nur Luxuswohnungen für eine Minderheit. Hauptsächlich soll der Komplex als Shopping-Center dienen.

Ein halbes Jahrzehnt dauerte die Realisierung der neuen Stadtmitte, nachdem ein Hochhaus-Konzept der West-Berliner Baulöwin Sigrid Kressmann-Zschach bei den Behörden keinen Anklang gefunden hatte.

Der rheinische Kirchenbauer Gottfried Böhm – der schon ausgangs der fünfziger Jahre die Bergfried-Ruine über der Stadt mit Hotel und Restaurant aufgemöbelt hatte – und Mitglieder der Kölner Planungsgruppe „dt 8“ mußten sich bei der Gestaltung des Center-Baus mit einer Planungsgruppe des Investors Heinz Barth zusammenraufen.

Der Kölner Unternehmer investierte in das Objekt über 80 Millionen Mark und bekam dafür eine monumental aufgetürmte Steinmasse mit einem Volumen von 165 000 Kubikmetern und einer Nutzfläche von mehr als 50 000 Quadratmetern.

Böhm und seine Kollegen haben inmitten der Stadt eine Burg gebaut – mit ziegelgepflasterten Straßen, gelben Kachelwänden und braunen Blechfassaden. Sie haben, immer und überall sichtbar ehrgeizig und angestrengt, „Architektur“ fabriziert: aus Sockeln und Treppen, Mauern und Gängen, Vordächern

und Rücksprüngen – mit einem festlichen Spalier von Laternen.

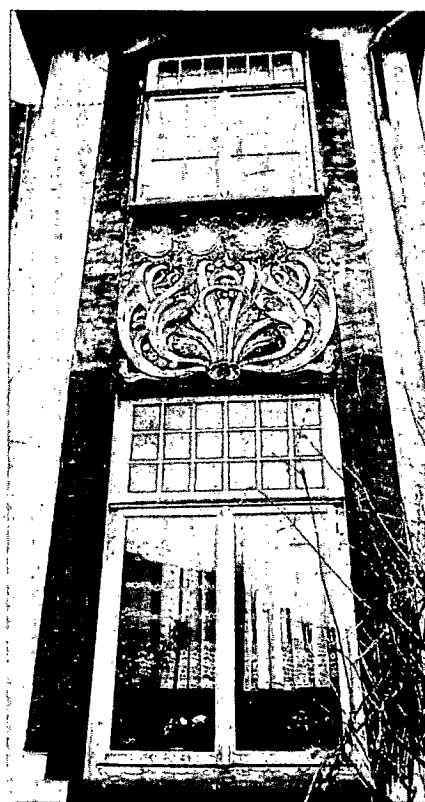
Dabei unterlief ihnen ein folgenschwerer Irrtum: Die Konsum-Burg wurde so weit angehoben, daß die Geschäftsflächen nun auf einem Hochplateau und teilweise hinter verwinkelten Sackgassen liegen – nur über eine Rampe mit unbequemer Steigung zu erreichen. Aber wer geht zum Shopping schon gern ins Gebirge? Zwölf Monate nach der Einweihung liegen weite Teile der Nutzfläche noch immer oder schon wieder ungenutzt: Die ersten Geschäftsleute im Altstadt-Center sind pleite.

Vergleichbare Planungsfehler wurden in Karlsruhe nicht begangen.

Zwar klappt im ehemaligen „Dörfle“ die in den sechziger Jahren asphaltierte Fritz-Erler-Straße als Wunde im Stadtbild. Aber die Neue Heimat als Sanierungsträger und die Münchner Architekten Heinz Hilmer und Christoph Sattler als künstlerische Oberleiter versuchen nun immerhin, das restliche Kahlschlag-Areal zu heilen.

Sie haben sich in Gebäudehöhe und Fassadengestaltung den Gründerzeitbauten in der Umgebung angepaßt – und zeigen doch, in dezenter Manier, Architektur der siebziger Jahre. Die Straßenräume sind wieder geschlossen. Die Fassaden sind nicht nur aus der inneren Funktion der Häuser entwickelt, sie werden auch gleichsam als Wände für Straßen und Plätze gebaut.

An stärker befahrenen Straßen sind die Fronten hinter halböffentliche, begrünte Vorzonen zurückgenommen; zusätzlich sind den Wohnungen Wintergärten vorgelagert. Die Innenhöfe sind, nach Plänen der Landschaftsarchitekten



Gottfried und Toni Hansjakob, als Parks gestaltet.

Bislang wurden mehr als 900 Wohnungen fertiggestellt und in verschiedenen Formen finanziert: als freie und soziale Mietwohnungen, als Eigentumswohnungen, als öffentlich geförderte Studenten- und Altenwohnungen.

Verkehrseinrichtungen werden auf vielfältige Weise unterbrochen und belebt – so durch eine Markthalle inmitten

einer Straße, durch ein Brückenrestaurant oder ein „Dorf auf dem Dach“ eines achtstöckigen Parkhauses: 13 Reihenhäuser mit je 120 Quadratmeter Wohnfläche und einem Gärtchen von 50 Quadratmetern (zu je 260.000 Mark).

Daneben unternehmen Werkbund-Architekten den Versuch, Städtebau wieder „mit Steinen statt mit Klötzen“ zu betreiben: Auf einem städtischen Grundstück errichten sie einen Block aus zwölf individuellen Stadthäusern.

Wo Bagger und Birne die alten Bauten des „Dörfle“ verschont haben, hat sich die Stadt zur „Objektsanierung“ verpflichtet: Der Charakter des Restviertels wird erhalten; die Häuser werden modernisiert und, falls erforderlich, rekonstruiert.

Auch Bremens Stadtplaner – die in den sechziger Jahren das historisch gewachsene Ostertorviertel mit einer Schnellstraße zerschlagen wollten – haben sich nun notgedrungen zur Bewahrung alter Werte entschlossen.

Allein schon die jahrelange Diskussion um das Straßenprojekt hat dem beschaulichen Kleine-Leute-Viertel



„Knolleveedel“ in Bad Godesberg vor dem Abriss: „Eine Stadt verlor ihr Gesicht“

schweren Schaden zugefügt: Das Quartier wurde vernachlässigt, soziale Randgruppen nisteten sich ein; Besitzer ließen die Häuser verkommen – Besetzer rückten an.

Doch beharrliche Agitation engagierter Bürger hat das Projekt „Mozarttrasse“ schließlich zu Fall gebracht; und seither werden auch im Ostertorviertel alte Häuser wieder ausgebessert.

Daß auch ein hoher Preis für die Erhaltung von Bausubstanz angemessen sein kann, zeigt die derzeitige Moderni-

sierung des Wohnhausensembles in der Weberstraße – die dort vorhandenen Jugendstilhäuser Nummer 7 bis 21 sind so reich an Variationen, daß keine Wohnung einer anderen gleicht.

Der Architekt Friedrich Wilhelm Rauschenberg, der die Häusergruppe vor 75 Jahren errichtete, hatte zuallererst das „Glück der Bewohner“ und ihr „behagliches Wohnen“ im Sinn.

Er arrondierte acht unregelmäßige schmale Grundstücke im Halbkreis um eine Vorgartenfläche und baute durchweg dreistöckige, gleichwohl auch in der Höhe abgestufte, verschiedenen breite Häuser mit unterschiedlichsten Charakteristika – mal Mansarden und Gauben, mal Terrassen und Balkönchen, hier rechteckige, dort runde Fenster, mal ein paar Stufen, dann wieder gewendelte Treppen.

Nach einem dreiviertel Jahrhundert entsprachen die Behausungen nicht mehr dem Standard des öffentlichen Wohnungsbaus – mit Ofenheizung, Klo auf der Treppe und Küche im Souterrain. Die Neue Heimat mag sie durchaus mit dem Hintergedanken an Abriss und Neubauten erworben haben.

Doch solchen Gefahren begegnete das Amt für Denkmalspflege noch beizeiten: Es nahm das Ensemble, als „Wiener Hof“, unter Schutz; und die Neue Heimat ließ von dem Architektenbüro Klocke + Partner die Pläne für den Innenraumbau zeichnen.

Dabei entstanden, im Rahmen der alten, vielgestaltigen Häusergrundrisse, originelle Wohnungen: vom Einfamilienhaus mit sieben Zimmern bis zum Mehrfami-



Neues „Altstadt-Center“ in Bad Godesberg: Mit 80 Millionen in die Pleite?

lienhaus mit vier Wohnungen; mal ein Zimmer mit Küche; mal Maisonnetten. Alle 18 Wohnungen werden im Sozialprogramm gebaut und sind für kinderreiche Familien oder Studentenpaare gedacht.

Doch bei aller Modernisierung der Innenräume lassen Klocke und die Neue Heimat Rauschenbergs alte Fassaden und das Jugendstil-Dekor der Häuser unangetastet. Es bleibt ihnen auch gar nichts anderes übrig: Darüber wacht schon der Denkmalschutz.

ROCKMUSIK

In der Eiszeit

Die Berliner Rockband „Ideal“ stürmt die Hitparaden und ist in Konzerten erfolgreich.

Morgens“ ist er „klein und schwach“ und fühlt sich „unangenehm“. Wenn ihn „ein Hund anbellt“, muß er weinen. Ganz anders aber in der Nacht, wenn die Szene ihre Glitzerschuppen öffnet, ist er wie verwandelt, dann kommt er sich vor wie der „Herrscher der Welt“.

Der immer wiederkehrende Katzenjammer wird mit starken Dosen bekämpft: „Sind wir voll mit Alkohol, werfen wir fünf Aspirin, sechs bis sieben Alka-Seltzer, und der Kopf ist wieder clean.“ Dazu klirren schräge Gitarrenriffs. Sie malen den ungemütlichen Zustand aus.

Szenen-Streuner wie diese fröhlich leidende Figur besingt die Berliner Rockband „Ideal“ in ihren Songs. Die Sängerin und Texterin Annette Humpe legt den Knäuel von Ticks und Macken bloß, der sich hinter aufgesetzten Masken von Stil und Moden der neuen flotten Szene-Generation verbirgt: Spannung, Frustration, Selbstmordgedanken und Untergangsgefühle.

Solche Songbotschaften aus einer heillosen Welt treffen zur Zeit den Nerv eines großen Publikums. Fast eine halbe Million Käufer griffen nach den beiden Platten von „Ideal“; von der neuesten, Titel: „Der Ernst des Lebens“, wurden in einem Monat 160 000 Exemplare verkauft.

Und die Tournee der Newcomer-Erfolgsband, Motto: „Ergründen Sie den Ernst des Lebens mit Ideal“, die am letzten Freitag in Kiel begann und bis zum 21. Dezember durch mehr als 20 Städte geht, ist schon so gut wie ausverkauft.

Die frischen Stars der neuen deutschen Rockmusik-Szene, die noch vor einem Jahr im Avantgarde- und Subkultur-Abseits vor sich hin kümmernde, sind dabei nicht die einzigen im Aufwind: Außenseiter-Kapellen wie „Deutsch-Amerikanische Freundschaft“, „Fehlfarben“ oder „Rheingold“ stürmen an der Seite konventionellerer deutscher Rock-

Künstler wie Marius Müller-Westernhagen und Udo Lindenberg mit Rock-Liedern in deutscher Sprache die Hitparade.

„Die deutsche Sprache hat wieder eine Funktion“, meint Annette Humpe zur jüngsten kräftigen Renaissance der Muttersprache in jener Musik, die Jugendliche zur Zeit verstärkt in Deutschland hören. Weil diese neueste Stimmung auf Abschottung gegenüber „fremder“ Kultur drängt und schon beinahe so etwas wie Deutschümelei um sich greift, pocht „Ideal“ milde ironisch darauf, keine Rock-, sondern schlicht „neue deutsche Tanzmusik“ zu spielen.

Die „Ideal“-Tournee ist deshalb auch als „Reise“ deklariert, und ihre Songs möchte die Band gern der Kategorie „Schlager“ zugerechnet wissen: Die erfolgreichen Tanzmusiker geben sich auf Werbephotos die Aura jener Unterhaltungsmusik-Combos, die in den fünfziger Jahren im Schummer von Striptease-Bars Stimmung zur Fleischschau machten oder lethargisch zum Tanztee aufspielten.

Von verlogener deutscher Schlagerromantik ist in den „Ideal“-Songs allerdings nur wenig zu spüren. Da heißt es zwar: „Deine blauen Augen machen mich so sentimental“, oder es ist die Rede von Monotonie und Melancholie in der Südsee; aber am besten und am zupackendsten ist die Combo, wenn sie zu knapp und schnörkellos gespielter Rockmusik ihre bitter sarkastischen Stimmungsbilder entwirft.

Weil Annette Humpe „nicht viel Erfreuliches“ einfällt zu dem, was sie um-

gibt („Alternativen gibt's nicht“), singt sie von der „Eiszeit“: „Alle Worte tausendmal gesagt, alle Fragen tausendmal gefragt, alle Gefühle tausendmal gefühlt, tiefgefroren – tiefgekühlt.“ Hoffnung, „was aushalten zu können“, sieht sie da nicht mehr.

Außerdem beschreibt die „Ideal“-Dichterin die Reglosigkeit und Spannung, von der sie sich auf der allerletzten Fahrt in die allgemeine Apokalypse befallen fühlt: „Am Tag, da lauf' ich rum wie ein Löwe im Zoo, die Zeit geht nicht um, meine Nerven sind k. o. Meine Hände zittern, und mein Kopf ist zentnerschwer.“

Und daß nichts so ist, wie es scheint, offenbart mit hinterhältiger Stimme im Song „Schwein“ der „Ideal“-Gitarrist „Eff Jott“ Krüger, ein Mann mit hoher Stirn, der sich als Musik-Opa präsentiert: „Du denkst, ich bin der softe Typ, der die Frauen gut versteht, der heimlich Gedichte schreibt und zur Selbsterfahrung geht.“

Hinter der vorgetäuschten Softie-Attitüde grinst aber ein ganz anderer Charakter, einer, der „unbändige Lust“ hat, „fies und gemein zu sein“: „Es macht mir einen Höllenspaß, so wie ein Schwein zu sein.“

Mit solchen Entlarvungen unerschwelliger seelischer Erschütterungen und Beschädigungen, verpackt in eingängige, gekonnt einfach gebaute Rocksongs, bewegt sich „Ideal“ seit dem ersten öffentlichen Auftritt im Mai 1980 in Berlin überraschend auf Erfolgskurs: Es läuft ideal. ♦



Berliner Rockband „Ideal“: Botschaften aus einer heillosen Welt